

Der Beitrag der Psychoanalyse zur Sozialisationstheorie

Großmaß, Ruth

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Großmaß, R. (1991). Der Beitrag der Psychoanalyse zur Sozialisationstheorie. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 15(3/4), 51-72. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-266277>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Ruth Großmaß

DER BEITRAG DER PSYCHOANALYSE ZUR SOZIALISATIONSTHEORIE

Ich habe meine Überlegungen durch die Gegenüberstellung von Psychoanalyse und Sozialisationstheorie unter einen eher nüchternen Titel gestellt, und es bedarf vielleicht einiger Erläuterungen, um deutlich zu machen, was die Auseinandersetzung mit diesem Thema für eine Feministin spannend macht:

Psychoanalyse wie Sozialisationstheorie beschäftigen sich mit Prägungsprozessen, denen Individuen im Laufe ihrer Entwicklung unterliegen; beide Disziplinen haben also gemeinsame Themenbereiche. Ihr Erkenntnisinteresse und ihr Verwertungszusammenhang sind jedoch recht unterschiedlich; und so führen sie auch ein weitgehend voneinander unabhängiges Dasein. Erst das spezifische Interesse feministischer Wissenschaft an geschlechtsspezifischer Sozialisation bzw. an der Produktion von Geschlechtscharakteren hat die gemeinsamen Themen beider Disziplinen wieder in den Blick gebracht. Dabei war das Verhältnis feministischer Wissenschaft zu Sozialisationstheorie und Psychoanalyse unterschiedlich und durchaus nicht unkompliziert:

Die *Sozialisationstheorie* war seit Beginn der neueren Frauenforschung eine für diese wichtige Disziplin - stellt sie doch qua Disziplin das Eingeständnis dar, daß bei der Frage, wie Menschen zu dem werden, was sie sind (was auch einschließt, wie Frauen zu Frauen und Männer zu Männern werden), weder der Hinweis auf Natur noch die Konzepte der Pädagogik eine zufriedenstellende Antwort beinhalten. Sozialisationstheorie verweist von ihrem Ansatz her auf komplexe Wirkungszusammenhänge und kommt damit den realen Phänomenen, die wir verstehen wollen, relativ nah. Feministische Wissenschaft setzte sich daher relativ früh intensiv mit sozialisationstheoretischen Konzepten auseinander, kritisierte androzentrische

Fragestellungen und Interpretationen, gab qualitativen Verfahren einen neuen Stellenwert und legte eigene Ansätze vor. Die Relevanz dieser Disziplin für feministische Forschung stand nie zur Diskussion.

Anders die Auseinandersetzung mit der *Psychoanalyse*: Das Verhältnis der Frauenbewegung zur Psychoanalyse war immer ein kritisches oder zumindest ambivalentes. Die von Freud vorgenommenen Deutungen des "dark continent" zeigten so deutlich die Festschreibung von Weiblichkeit als abhängiges und zweitrangiges Geschlecht, daß Androzentrismus-Kritik, Abgrenzung und Selbstbehauptung die Auseinandersetzung lange bestimmten. Dies hat sich in den letzten fünf Jahren deutlich verändert, und zwar vor allem von Fragestellungen ausgehend, die sich in der Sozialisationsforschung ergaben, Fragestellungen um die Produktion von Geschlechtsidentitäten. An die Stelle bewährter Feindschaft ist so etwas wie eine neue Verliebtheit getreten; eine neue Attraktivität, die durchaus nicht einseitig ist: Nicht nur Feministinnen entdecken die Psychoanalyse neu, auch bekannte Analytikerinnen entdecken zentrale Fragen des Feminismus für ihre Arbeit.¹ Wie ist diese neue Liaison zu erklären? Der Beantwortung dieser Frage möchte ich mich für die Seite der Sozialisationstheorie etwas ausführlicher widmen, da sie direkt in die zentralen inhaltlichen Auseinandersetzungspunkte führt.

1. Die Begrenztheit des Manifesten - oder was sucht die Sozialisationsforschung bei der Psychoanalyse?

Fragen wir nach den Gründen für die Hinwendung feministischer Sozialisationstheorie zur Psychoanalyse, so ist auf zwei Ebenen danach zu suchen: Zum einen haben Forschungen zur Psychologie der Geschlechter Ergebnisse produziert, die deutlich machen, daß lange für fest gehaltene Differenzen zwischen Männern und Frauen längst marginal geworden sind. Dennoch aber werden polare Geschlechtsidentitäten nach wie vor entwickelt. Will man zur Erklärung dieses Tatbestandes nicht auf bewährt hilflose Art auf Natur und Biologie zurückgreifen, dann muß sich die Blickrichtung

¹ Verwiesen sei hier auf die Arbeiten von Margarete Mitscherlich-Nielsen und Marina Gubaroff.

sozialisationstheoretischer Überlegungen erweitern: Nicht nur die manifesten Differenzen zwischen Männern und Frauen (Fähigkeiten, soziale Rollen, Bildung, berufliche Kompetenz) sind dann in die Untersuchung einzubeziehen, sondern auch die emotionalen und kulturellen Bedeutungen, die wir ihnen geben. Oder anders gesagt: Es ist die Frage zu beantworten: Warum führen bestimmte soziale Differenzen zwischen den Geschlechtern zu differenten Identitätskonzepten andere aber nicht, und warum ist das, was zwischen den Geschlechtern gleich ist, aber individuell stark differiert, nicht längst bedeutsamer für Selbstmodelle und soziale Wahrnehmung geworden als eben diese Differenzen?

Genau an dieser Stelle ergibt sich eine interessante Anschlußmöglichkeit an psychoanalytische Theoreme, denn für Bedeutungen und Deutungen sind Psychoanalytiker Experten. Carol Hagemann-White (1984) hat den hier angedeuteten Prozeß detailliert beschrieben. Für den genauen Nachweis meiner These sei deshalb auf ihre Arbeit verwiesen.

Die zweite Ebene, auf der das "neue" Interesse an der Psychoanalyse entstanden ist, ist die lebenspraktische Auseinandersetzung mit Kindern in der professionellen und privaten Erziehungsarbeit. Da diese Ebene bisher weit weniger in die Diskussion einbezogen wird als die wissenschaftlich-theoretische und zudem den Vorteil der Anschaulichkeit für sich hat, möchte ich hierauf ausführlicher eingehen:

Die sozialisationstheoretische Frage nach der Produktion von Geschlechtsidentitäten läßt sich auf der Ebene lebenspraktischer Erziehungsarbeit in die Frage übersetzen: Wie werden aus kleinen Mädchen und Jungen, die nichts unterscheidet als der "kleine Unterschied", *typische* Mädchen und Jungen, die so wahrgenommen werden und sich selbst so verstehen, und wie werden aus ihnen wiederum *richtige* Männer und *richtige* Frauen?

Zwei zeitlich auseinanderliegende Antworten auf diese Frage möchte ich in Ausschnitten vorstellen. Beide beziehen sich auf das Alter zwischen zwei und drei Jahren, in dem Geschlechtsdifferenzen als psychosoziale erstmals eindeutig wahrnehmbar werden. Beide Texte gehen davon aus, daß in der Erziehung bereits kleiner Kinder wichtige Grundlagen für späteres ge-

schlechtsspezifisches Rollenverhalten gelegt wird. Beide Texte sind daran interessiert, Ansatzpunkte für die Diskriminierung und Unterdrückung von Frauen herauszufinden, um dieser entgegenwirken zu können. Der erste Text stammt aus dem Anfang der 70er Jahre und identifiziert die Unterdrückung von Selbständigkeitsbestrebungen beim Mädchen als zentrale Ursache: Repression und Anpassung sind die wichtigsten Instrumente zur Sozialisation kleiner Mädchen. Wörtlich heißt es:

"Vom zweiten bis zum dritten Lebensjahr wird der Druck auf das kleine Mädchen besonders stark. Von allen Seiten wird es näher zu seiner einzigen Bestimmung geschoben, nämlich der allmählichen Annäherung an die Weibchen-Rolle, die ein ganz bestimmtes Verhalten verlangt. Der Erziehungsdruck wird immer schwerer und präziser und drängt das kleine Mädchen in das Verhaltensmodell, das es in seiner Umgebung beobachten kann, nämlich das der Mutter. Das ganze wird noch wirkungsvoller dadurch, daß es nun ja auch die Sprache der Erwachsenen verstehen kann, die vollgepfropft ist mit Befehlen, was 'man macht'. Es ist kein Zufall, daß die schwersten Konflikte zwischen Mutter und Tochter so um die 18 Monate ausbrechen, denn in dieser Zeit fängt man damit an, von dem noch undifferenzierten, aktiven, 'männlichen' kleinen Mädchen bedingungslos das angemessene Benehmen zu verlangen. Es wird abgelehnt, bekämpft, bestraft, wenn es dem Idealmodell nicht entsprechen will, in ihm selbst findet ein heftiger Kampf zwischen dem Drang nach Identifikation mit der Mutter und seinen eigenen überschäumenden Energien statt, die dadurch keineswegs ausgeschaltet werden, sondern für die es verzweifelt nach einem Ventil sucht. Das kleine Mädchen kämpft lange und widersprüchlich mit sich selbst und mit seiner Umwelt und dabei gehen seine wertvollen Energien unwiederbringlich verloren. Es ist eine tapfere Kämpferin, aber es trifft immer nur auf Feinde. Der Nachteil, den das kleine Mädchen im Gegensatz zum Jungen hat, ist, daß sein Identifikationsmodell, die Mutter, immer zuhause ist, zu jeder Zeit verfügbar, sie kann immer beobachtet und nachgeahmt werden, ist immer voll da, was für das Mädchen letzten Endes zur großen Misere wird... Im Gegensatz zum Jungen ist die Welt des kleinen Mädchens das Haus, die Wohnung. Es ist alles da, ohne Geheimnisse, ohne Faszination: eine Reihe von armseligen Hausarbeiten, die sich ständig wiederholen, die sich selten ändern, immer wieder von neuem anfangen, sie sind immer gleich, engen die Fantasie ungeheuer ein, sind finster, frustrierend, einsam und von Schwermut belastet. Und sie werden immer im Dienst anderer gemacht. Diese Rituale, denen jedes Geheimnisvolle fehlt, produzieren sich unter den Augen des kleinen Mädchens." (Belotti 1975, 54f., Original 1973).

Und nun zum zweiten Text, der dem Tagebuch einer Mutter entnommen ist und von 1985 datiert. In der Einleitung heißt es:

"Ich führe Tagebuch über das Werden meiner Tochter. Im Laufe der Zeit jedoch wurde ich verunsichert und begann, an meiner Prämisse zu zweifeln. Oft war ich drauf und dran, die These aufzugeben und von angeborenem geschlechtsspezifischen Verhalten auszugehen, denn ich konnte mir so manches in meinen Augen 'mädchenhafte' Verhalten meiner Tochter nicht als durch meinen Einfluß verursacht erklären. In dieser Haltung wurde ich bestärkt von vielen kritisch und emanzipiert denkenden Müttern, die für sich selbst sicher waren, in keinem Fall geschlechtsspezifische Erziehung zu betreiben. Auch sie fanden, besonders wenn sie Tochter und Sohn hatten, daß es tatsächlich ange-

borenes Mädchen- und Bubenverhalten gebe. Dagegen sei kein Kraut gewachsen. Das müsse eben akzeptiert werden." (Grabruker 1985, 14)

Die Autorin kommt jedoch zu einem anderen Ergebnis:

"Nur die vielen täglichen Ereignisse ergeben ein Gesamtbild, und plötzlich steht frau erstaunt vor einem 'Buben' und einem 'Mädchen'. Es ist klar, daß dazu nicht einige wenige Faktoren reichen, wie zum Beispiel die eine Puppe für den Buben, um aus ihm ein Mädchen zu machen. Das macht erst die Summe aller Einflüsse über lange Zeit, über Jahre hinweg. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß nicht allein die emanzipatorisch erziehenden Mütter ihre Kinder beeinflussen, sondern daß diese in einer 'Atmosphäre' aufwachsen, die zweifellos ein Geschlecht begünstigt." (Grabruker 1985, 16)

Zur Verdeutlichung seien auch einige der Tagebucheintragungen selbst hier wiedergegeben:

"Anneli schneidet gerne mit der Schere. Wir nehmen uns das Deckblatt eines Reisekatalogs zum Schnipseln, weil es so schön bunt ist. Ehe sie jedoch zu schneiden beginnt, betrachtet sie ausgiebig das Titelbild. Folgendes ist zu sehen: ein Ferienhaus, auf der Terrasse davor sitzen am Frühstückstisch, der wohlgedeckt ist, Vater und zwei Kinder, die Mutter eilt mit dem Tablett voller Geschirr gerade aus der Küche herbei. Das typische Familienklischee, alles lächelt, am meisten die Mutter.

Anneli genügt es aber leider nicht, das zu betrachten, nun will sie mit mir über das Bild reden. Wer das alles sei, wer gerade warum was mache. Warum sitzen der Vater und die Kinder, und die Mutter schleppt das Zeug herbei? Ich werde über meine eigenen Erklärungen wütend. Kann ich denn nicht einmal zum harmlosen Zerschnippeln irgendeinen Fetzen Papier nehmen, ohne Anneli gleich die ganze patriarchale Familienideologie vermitteln zu müssen? Muß ich denn im Haus alles zensieren, ehe ich es Anneli in die Hand gebe?" (Grabruker 1985, 92)

"Ich stelle fest, daß es mir wahnsinnig auf die Nerven geht, wie sie lange und hingebungsvoll mit ihren Puppen spielen kann, ohne daß ich das jemals (so bilde ich mir jedenfalls ein) gefördert hätte. Sie will mich in ihre Spiele einbeziehen, und ich verweigere mich. Ich will mit dem offensichtlich 'Mädchenhaften' ihres Tuns nichts zu schaffen haben und mache auch meinen Mißmut in dieser Form von Verweigerung deutlich. Aber warum lasse ich das Kind nicht einfach so sein und spielen, wie es will? Wurde früher das Kind zum Mädchen erzogen, muß es denn jetzt ein Bub werden aus lauter Angst und Furcht, es könnte das traditionelle Frauenverhalten annehmen? Offenbar wird, gleich von welchem Standpunkt die Mutter ausgeht, ob konservativ oder emanzipatorisch, am Mädchen *erzogen*. Ich bin sehr ärgerlich auf mich selbst, weil ich finde, daß es so auch wieder nicht sein sollte." (Grabruker 1985, 114)

"Das Weinen der Papis beschäftigt Anneli immer noch. Wir sitzen im Bus, da fragt sie völlig unvermittelt: 'Können Papis weinen?'

Ich bejahe wieder einmal und frage zurück, warum sie denn glaube, daß die Papis nicht weinen können. Da kommt als Antwort: 'Weil sie so groß sind.'

Ich gebe zur Antwort, daß Mamis ja auch groß sind; sie geht darauf überhaupt nicht ein und wiederholt ihre vorherige Feststellung." (Grabruker 1985, 118)

Wodurch unterscheiden sich die beiden Texte, aus denen ich Ausschnitte hintereinander gestellt habe? Der erste stammt aus dem vielgelesenen Buch von Elena Gianini Belotti "Was geschieht mit kleinen Mädchen?" und ist ein Diskurs *über* Sozialisationsprozesse. Repression, Imitation und Identifikation mit der mütterlichen Rolle sind die zentralen Begriffe zur Kennzeichnung von Mädchenerziehung. Der zweite Textausschnitt ist dem Tagebuch von Marianne Grabrucker entnommen und erschien über 10 Jahre später. Dieses Tagebuch gibt reflektierte Beobachtungen einer bewußt erziehenden (Mädchen) Mutter wieder (die ihre Belotti und vieles anderes gelesen hat). Atmosphärisches, Ambivalentes, Zwischentöne und die selbständige Erfahrungsverarbeitung der Kinder stehen im Zentrum. Beide Texte sind für den jeweiligen Zeitabschnitt typisch. Was ist in der Zeit zwischen 1973 und 1985 geschehen?

Zwei relativ banale Entwicklungen scheinen mir für diese Veränderung verantwortlich zu sein: Zum einen ist die erste Kinderladengeneration inzwischen erwachsen geworden (und die Kinderladen-Erziehung war auch bezüglich der Geschlechtsrollen-Normen bewußt *nicht* repressiv). Zum anderen sind die zu Beginn der Frauenbewegung noch relativ jungen Frauen der Aufbruchsgeneration selbst in die "Kinderjahre" gekommen. Beide Entwicklungen und die damit verbundenen Erfahrungen haben die Naivität gebrochen, mit der noch zu Beginn der 70er Jahre geglaubt werden konnte, Geschlechtsidentität (mit den in unserer Kultur gültigen Inhalten von Weiblichkeit und Männlichkeit) vermittele sich Kindern direkt über den Erziehungsstil der Mutter, über pädagogische Medien (Puppen, Bilderbücher) und die Rollenmodelle ihrer unmittelbaren Umgebung. Wie in den verunsicherten und ärgerlichen Überlegungen Marianne Grabruckers anschaulich wird, ist die Erfahrungswelt von Kindern sehr viel komplexer, sind Kinder sehr viel aktiver (und nicht nur geprägt), und sind Mütter in ihren bewußten Einflußmöglichkeiten sehr viel weniger mächtig.

Durch diese Erfahrungen sind zwei Dimensionen der Sozialisation in den Blick geraten, denen bis dahin wenig Bedeutung beigemessen wurde: die *kulturelle Zweigeschlechtlichkeit* unserer Lebenswelt und die *strukturierte*

rende Bedeutung primärer Beziehungen für das Herausbilden individueller Identität.²

Die von mir gestellte Frage: Was sucht die Sozialisationsforschung bei der Psychoanalyse? läßt sich nun beantworten: Für die Entwicklungsprozesse von Kindern, in denen aus diesen Männer und Frauen werden, ist offenkundig nicht nur wichtig, was man Kindern sagt, wie man sie behandelt und mit welchen Modellen man sie konfrontiert, sondern auch, welche geschlechtsbezogenen Bedeutungen Verhalten und Selbstbeschreibung in unserer Kultur haben, und in welche Beziehungskonstellation eingebunden Kinder aufwachsen. Über das Zusammenwirken dieser Ebenen erhofft sich die Sozialisationstheorie Aufklärung durch die Psychoanalyse.

Ich möchte nun in einem zweiten Schritt durch exemplarische Analyse zweier Beispiele verdeutlichen, mit welchen Schwierigkeiten ein solches Unternehmen verbunden ist:

2. Von der Schwierigkeit, Deutungen ernstzunehmen *und* die soziale Realität für veränderbar zu halten

Für eine solche vergleichende Analyse habe ich die Untersuchungen von Christiane Olivier (1987) und Nancy Chodorow (1985) ausgewählt - zum einen, weil beide Ansätze relativ bekannt sind; zum anderen, weil bereits in der Gegenüberstellung der Konzepte einiges von den zu diskutierenden Problemen deutlich wird.

Christiane Olivier und Nancy Chodorow werden häufig im selben Atemzug zitiert und haben in der Tat auch ins Auge springende Gemeinsamkeiten:

- Beide sind daran interessiert, dem Ursprung des ungleichen Geschlechterverhältnisses auf die Spur zu kommen; in der Absicht, dieses zu verändern.
- Beide identifizieren die ausschließliche Verantwortung von Frauen für die Betreuung kleiner Kinder als Ursprung des Geschlechterdilemmas.

² Zur genaueren Erläuterung dieser Begriffe s. Hagemann-White (1984).

- Und beide sehen dieselbe Möglichkeit, Abhilfe zu schaffen: nämlich die Beteiligung der Väter an der frühen Kinderbetreuung.
- Schließlich ist auch der Ansatz beider Autorinnen gleich:
Sie gehen von sozialisationstheoretischem Wissen über Geschlechtsrollenprägung aus und greifen auf psychoanalytische Konzepte zurück, um die Verankerung des Soziokulturellen in der individuellen Psyche verstehbar zu machen.

Was uns da als psychoanalytisches Wissen angeboten wird und welche Prägnungen für entscheidend gehalten werden, ist jedoch höchst unterschiedlich. Ich fasse die wichtigsten Aussagen zusammen:

Nancy Chodorow bezieht sich vorwiegend auf die Ergebnisse der *Objektbeziehungstheorie*, die die Implikationen der primären Beziehung des Säuglings zur Mutter sowie erste Ablösung und Individuation reflektiert. Selbstgefühl und Beziehungsfähigkeit des späteren Erwachsenen entstehen in dieser Entwicklungsphase. Die Tatsache, daß diese wichtigen Erfahrungen für beide Geschlechter mit einer Frau verknüpft sind, hat strukturierende Konsequenzen für die geschlechtsspezifische Persönlichkeit. Bezo-genheit und Verschmolzenheit - Merkmale der primären Liebe der Säuglingszeit - sowie die Kränkungen und Schmerzen, die mit der Ablösung notwendig verbunden sind, werden, tief in der Person verankert, mit Weiblichkeit verbunden gefühlt. Mit der Wahrnehmung der Geschlechtsbedeutung durch die Kinder ergibt sich hieraus ein für beide Geschlechter prägendes Frauenbild: die Identität von Frau mit Verschmolzenheit und Ablösungsschmerz. Die Beziehung zu den Kindern strukturiert sich zudem je nach Geschlecht verschieden: Mädchen werden auf der Basis narzißtischer Identifikation länger in Bezogenheit gehalten als Jungen. Ihr Selbstgefühl ist deshalb schwächer ausgeprägt, und erst die Hinwendung zum Vater (in der ödipalen Situation) ermöglicht überhaupt Separation von der Mutter - eine Separation, die jedoch unvollständig bleibt und sich nach Vervollständigung und Ergänzung (letztlich durch ein eigenes Kind) sehnt.

Jungen dagegen werden von der Mutter eher als geschlechtliche Gegenstücke erlebt, entwickeln dank ihres differenten Geschlechts ein klares Selbstgefühl und Weltzugewandtheit, müssen allerdings den Ablösungsschmerz stärker abspalten und verdrängen als Mädchen. In-Beziehung-Sein

wird deshalb für sie immer mit der Angst verbunden sein, an diesen frühen Schmerz zu rühren.

Diese Struktur erfährt in der ödipalen Konstellation und während der Pubertät eine weitere Dynamisierung, verändert sich aber nicht mehr grundlegend. Das Resultat sind Frauen, die in Bezogenheit leben und sich Kinder und Mutterschaft wünschen, sowie Männer, die Abgegrenztheit bevorzugen und Verschmelzungsängste durch aggressive Abwertung abwehren. Nur die Einbeziehung der Väter in die frühe Kinderversorgung kann - so Chodorow - die Verknüpfung von Geschlecht und Verschmelzung bzw. Abgrenzung auflösen und weniger fixierte Persönlichkeiten produzieren.

Anders *Christiane Olivier*: In ihrer *triebtheoretischen* Argumentation erlebt das kleine Mädchen im Gegensatz zum Jungen von Beginn an einen großen Mangel: Dem Mädchen fehlt durch die Abwesenheit des Vaters der begehrende Blick des anderen Geschlechts. Und so wird Warten die wichtigste Tätigkeit des weiblichen sexuellen Selbst. "Dem kleinen Mädchen wird so die eigene Kindheitssexualität verweigert. Es wird auf die zukünftige Frauensexualität verwiesen" (Olivier 1987, 81). Und es lernt, die Frau zu spielen. Denn es muß den Beweis seiner Weiblichkeit erst erbringen, sein eigener weiblicher Mädchenkörper erfährt keine Spiegelung im Begehren. Neid und Eifersucht prägen auf diesem Hintergrund die Beziehung zur Mutter, die in der Wahrnehmung des Kindes hat, was es selbst erst in einer vagen Zukunft wird. Dem kleinen Jungen erwachsen aus der Abwesenheit des Vaters ganz andere Probleme. Wo beim Mädchen Leere ist, erfährt er ein Zuviel. Da er das einzige männliche Wesen ist, in dem die Mutter sich als sexuelles Wesen spiegeln und vervollständigen kann - denn für sie ist der Vater des Kindes als sexueller Partner abwesend -, hält ihr Begehren den Jungen in der Symbiose fest. Die Ablösung ist ein erbitterter Kampf des Kindes gegen die Mutter. "Hier beginnt der längste und subtilste Kampf gegen das weibliche Begehren; hier beginnt der Junge den ödipalen Krieg der Geschlechter. Mit seiner Mutter." Für Olivier - ganz im Gegensatz zu Chodorow - kann sich der Junge (trotz seines differenten Geschlechts bzw. gerade deswegen) seiner Selbstständigkeit nicht sicher sein, sondern muß sie durch Flucht und Abwertung von Weiblichkeit erst erkämpfen.

Die aus dieser unvollständigen ödipalen Konstellation hervorgehenden Persönlichkeiten sind Frauen, die auf der Suche nach Spiegelung im anderen

Geschlecht bleiben und ihre Vervollständigung letztlich wiederum im eigenen Sohn suchen. Sowie Männer, die auf der Flucht vor symbiotischer Verschmelzung bleiben und Frauen abwerten und von sich fernhalten müssen. Erst die Präsenz der Väter in der familialen Erziehung könnte diesen *circulus vitiosus* durchbrechen.

Die Gegenüberstellung der Gedankengänge von Nancy Chodorow und Christiane Olivier kann verwirren - kommen sie doch aufgrund höchst verschiedener Deutungen der Mutter-Kind-Beziehung zu eben demselben Resultat. Wie ist es möglich, daß sowohl die Annahme größeren Selbstgefühls beim Jungen aufgrund des anderen Geschlechts (Chodorow) als auch die Annahme längeren In-Symbiose-gehalten-werdens aufgrund des komplexeren Geschlechts (Olivier) zu derselben männlichen Persönlichkeitsstruktur führen soll? Wie ist es möglich, daß narzißtische Besetzung (Chodorow) wie fehlende Spiegelung im Begehren (Olivier) dieselben weiblichen Probleme produzieren? Und daß all diesen Deformationen mit demselben Heilmittel abgeholfen werden kann, das da heißt: Väter an die Wiegel? Überraschend ist auch, daß diese Verwirrung erst in der Konfrontation beider Gedankengänge entsteht; jedes Konzept für sich ist durchaus nachvollziehbar und aufgrund von Alltagswissen plausibilisierbar. Irgendetwas stimmt nicht in der Verarbeitung psychoanalytischen Wissens durch die beiden Autorinnen. Ich möchte versuchen, diese Verwirrung durch kritische Reflexion aufzulösen. Auf drei Ebenen können die Ansätze von Chodorow und Olivier kritisiert werden:

a) Die psychoanalytische Kritik

Olivier und Chodorow beziehen sich auf zwei verschiedene Typen psychoanalytischer Theoriebildung: Chodorow auf die Objektbeziehungstheorie, die Prozesse der Symbiose des Säuglings mit der Mutter sowie Konflikte der Individuation aus dieser Beziehung heraus zu klären versucht. Diese Konzepte sind vor allem entwickelt worden, um "frühe Störungen" bei Patienten verstehbar und therapierbar zu machen. Nancy Chodorow erklärt de facto Konflikte dieser Entwicklungsphase (bis zum dritten Lebensjahr) zu den für die Geschlechterpolarisierung dominanten. Das ist aber durchaus

nicht unproblematisch. Denn die Themen der frühen Symbiose und der Individuation - Narzißmus, Selbstbezug, Anlehnung und Separation - bedürfen liebevoller Beziehungen (auch körperlicher Art), sind aber nicht notwendig an Geschlechtlichkeit gebunden. Chodorow muß deshalb auch annehmen, daß die Kopplung der symbiotischen Erfahrung mit Weiblichkeit erst im Nachhinein vorgenommen wird, "wenn die Kinder die Geschlechtsbedeutung erfaßt haben" (Chodorow 1987, 111). Insgesamt muß sich Chodorow von psychoanalytischer Seite den Vorwurf gefallen lassen, primäre Prozesse geschlechtlich aufzuladen und zugleich sowohl Mutter als auch Kind als harmlose asexuelle Wesen - ohne eigene Sexualität - aufzufassen. Christiane Olivier dagegen bezieht sich auf triebtheoretische Konzepte in der Version der Schule Lacans. Die gesamte psychodynamische Entwicklung von Kindern - von der primären Liebe über die Triangulierung bis zur Adoleszenz - erscheint in ihrer Darstellung als ein einziges ödipales Geschehen. Zugleich aber verschwinden sämtliche Konflikte, die mit der ödipalen Auseinandersetzung verbunden sind, im "begehrenden Blick", dessen Präsenz oder Abwesenheit nicht nur das Tribschicksal, sondern die gesamte Persönlichkeitsstruktur entscheidet.

Beide Konzepte, das von Chodorow und das von Olivier, generalisieren bestimmte Entwicklungsmodelle der Psychoanalyse für die gesamte Entwicklung geschlechtlicher Identität. Mit den Ergebnissen, die dabei herauskommen, lassen sich zwar relativ einfache Entwicklungslinien entwerfen und schlichte Lösungswege konzipieren, für die differenzierten Fragestellungen der aktuellen Sozialisationsforschung ergeben sich daraus jedoch keine Antworten.

b) Die feministische Kritik

Von feministischer Seite sind vor allem drei Implikationen der Konzepte von Chodorow und Olivier kritisiert worden: die Festschreibung von Kleinfamilie und fast biologisch vorausgesetzter Heterosexualität, das Negieren der Subjektivität der Mutter (sie erscheint nur als versorgendes und besetzendes Geschlecht) und das Schaffen kultureller Bedeutungen und Symbole aus der psychischen Struktur.

Ich zitiere aus meiner eigenen Auseinandersetzung mit Chodorow:

Sowohl die immanente Kritik Chodorows als auch der Blick auf außerfamiliäre Sozialisationsfelder zeigen, "daß die hohe Bedeutung, die Chodorow weiblichem Muttern gibt, weitgehend davon abhängt, daß sie bei der Analyse der Psychogenese auf Prozesse der Kernfamilie fixiert bleibt. Durch diese Fixierung wird alles Erleben und jede Konfliktfähigkeit von der Primärbeziehung aus deutbar und auf die klassische Vater-Mutter-Kind-Konstellation abbildbar. Was in individuellen therapeutischen Prozessen produktiv sein kann, gerät in der sozialwissenschaftlichen Analyse zu einer reduktionistischen Sicht: Chodorow lädt psychische Strukturen mit soziokulturellen Gegebenheiten auf (kulturelle Zweigeschlechtlichkeit, heterosexuelle Ehe) und schlägt Bedeutungen, die Mütter und Väter dem Geschlecht geben, dem Geschlecht qua Geschlecht zu, so daß das Bild entsteht, sämtliche psychodynamischen Prozesse der Primärbeziehung seien unausweichlich an die Tatsache geknüpft, daß die Mutter weiblichen Geschlechts ist - unabhängig davon, was diese Frau denkt, fühlt, wünscht und tut. Erfahrungen und Erleben außerhalb des Familienraums schließlich verlieren jegliche affektive Bedeutung bzw. beziehen ihren affektiven Wert ausschließlich aus der Primärbeziehung" (Großmaß 1989, 78).³

Daß eine solche Verarbeitung psychoanalytischen Wissens, die soziokulturelle Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterkomplementarität in die Primärprozesse verlegt, die Frage der Sozialisationsforschung, wie kulturelle Normen in der Psyche des Individuums verankert werden, nicht beantworten kann, ist auf der Hand liegend.

c) Die methodologische Kritik

Daß die von mir hier skizzierten Ansätze, psychoanalytisches Wissen für sozialisationstheoretische Fragen zu nutzen, so wenig befriedigend bleiben, liegt nicht nur an den benannten "Denkfehlern" der Autorinnen. Es hat auch damit zu tun, daß Sozialisationstheorie und Psychoanalyse verschiedenen Diskursformen angehören, deren Übersetzung ineinander mit methodologischen Schwierigkeiten verbunden ist.⁴

Die Sozialisationstheorie orientiert sich an Differenzen von Personen, die wahrnehmbar und am Verhalten beobachtbar sind. Sie untersucht soziokulturelle Einflußfelder, in denen sich Individuen bewegen, daraufhin, ob Veränderungen an Personen erfolgen und ob sich systematische Zusam-

³ Eine ausführliche Auseinandersetzung findet sich bei Stefanie Soine (1989/90).

⁴ Dieses methodologische Problem ist erstmals im Kontext der Ethnopschoanalyse reflektiert worden (s. hierzu Mario Erdheim/Maja Nadig, In: Erdheim (1988)).

menhänge herstellen lassen. Die Frage, was eine Person in ihrer Subjektivität strukturiert, stellt sie nicht. Und was ihr Veränderungsinteresse angeht, setzt die Sozialisationstheorie auf die Veränderung der sozialpolitischen Bedingungen.

Die Psychoanalyse ist, soweit es die heute vorliegenden ausdifferenzierten Konzepte zur psychodynamischen Entwicklung betrifft, aus der Reflexion therapeutischer Prozesse hervorgegangen. Sie will nicht manifeste Verhaltensdifferenzen erklären, sondern die affektiven Konflikte in den Personen verstehbar machen. Ihr Veränderungsinteresse liegt wesentlich in Reifungsprozessen der Individuen. D.h. es geht ihr um die individuelle Verarbeitung psychosozialen Erlebens. Ihr wichtigstes Instrumentarium sind Deutungen und die Aufklärung symbolisch-affektiven Geschehens. Dabei werden eine Reihe soziokultureller Bedingungen als gegeben vorausgesetzt. Um ein Beispiel zu nennen: Da in unserer Kultur der Bezug auf das Elternhaus mit seinem sozialen Status, seinem emotionalen Klima und der Geschlechterpolarisierung durch Vater und Mutter eine zentrale identitätsstiftende Bedeutung hat, setzen psychoanalytische Deutungen dies als festen Bezugsrahmen ihrer Interpretation des affektiven Geschehens voraus. Dies auch dann, wenn die betreffende Person z.B. in einer Ein-Eltern-Familie aufgewachsen ist. Denn der abwesende Elternteil (in der Regel der Vater) ist als abwesender präsent. Die Tatsache, daß wir uns in unserer Kultur als durch die Eltern geprägt empfinden (und das spätestens mit Beginn der Schulzeit), kann Gefühle der Sehnsucht, Wut, Schuld, Enttäuschung auslösen gegenüber Vätern und Müttern, die wir als Personen möglicherweise nie kennengelernt haben.

Es ist leicht vorstellbar, was passiert, wenn psychoanalytische Erkenntnisse, die einem solchen Diskurs entstammen, wie bei Nancy Chodorow und Christiane Olivier als Tatsachenbehauptungen in den sozialisationstheoretischen Diskurs übernommen werden: Das psychoanalytische Veränderungsinteresse, Reifungsprozesse von Individuen, verschwindet. Das sozialisationstheoretische Veränderungsinteresse wird verkürzt, und zwar genau um die Bedingungen, die den psychoanalytischen Deutungsrahmen ausmachen und in psychoanalytischen Interpretationen der Individualge-

nese vorausgesetzt werden, wie z.B. die heterosexuelle Ehe als Basis der Familie.

So entstehen dann sozialpolitische Lösungsvorschläge, denen zur Veränderung komplementärer Geschlechtscharaktere nichts anderes einfällt, als die Forderung, Väter an der Betreuung kleiner Kinder zu beteiligen - eine im übrigen sehr vernünftige Forderung, solange Kleinkinderbetreuung wesentlich durch die leiblichen Eltern zu gewährleisten ist. Eine Forderung allerdings, die ihre Begründung nicht aus psychodynamischen Überlegungen im Interesse der Kinder ableiten kann und deren Einlösung auch nicht zu gänzlich veränderten Geschlechtscharakteren führen wird.

3. Und wie geht es weiter? - Ein Plädoyer für konkrete Analysen

Versucht man, aus den kritischen Einwänden zu Chodorow und Olivier Konsequenzen zu ziehen, so scheint es mir in erster Linie darum zu gehen, die Ansprüche und Erwartungen zu reduzieren. Eine große geschlossene Theorie zur Genese von weiblicher und männlicher Subjektivität ist auch von der Psychoanalyse nicht produzierbar. Was die Psychoanalyse zu leisten vermag, ist so etwas wie der institutionalisierte kritische Blick auf Subjektivität - das Sichtbarmachen von Konflikthaftem, Irrationalem, für das die soziokulturellen Identitätsnormen Struktur und Orientierung bieten, das Sichtbarmachen aber auch von affektiver Kreativität, die wir in unserer körperlosen Vorstellung von Psyche leicht zu unterschätzen geneigt sind.

Will die Sozialisationstheorie dieses Potential nutzen, ist es jedoch mit der Adaption von Ergebnissen nicht getan. Die eigene Analyse muß sich für bestimmte Fragestellungen den psychoanalytischen Blick selbst aneignen. Die Frage nach der Produktion von Geschlechtscharakteren ist aufzulösen in konkrete Fragestellungen

- nach affektiven Konflikten von Jungen und Mädchen in offenen und geschlossenen Familienkonstellationen
- nach affektiven Prozessen in Kindergruppen und Erziehungseinrichtungen und

- nach dem diese Prozesse prägenden Zusammenhang von Geschlecht und Geschlechtsbedeutung.

Bei der Beantwortung solcher Fragen kann die Psychoanalyse - allerdings immer nur bezogen auf bestimmte soziale Szenarien - einen klärenden Beitrag leisten. Dabei scheint es mir effektiver, den Blick nicht auf ganze Individualgenesen, sondern auf bestimmte Schnittstellen der Entwicklung von Kindern zu richten wie den Übergang in Kindergruppen, den Schulbeginn oder die Wahl dyadischer Freundschaften. Denn in solchen "Übergängen" sind die Dynamiken des sozialen Feldes und die Konfliktpotentiale der einzelnen Personen deutlicher voneinander unterscheidbar als im Kontinuum familialer Erziehung, wo Intimräume, soziale Normen, kulturelle Symbole und bewußte Interaktionen ein schwer durchschaubares Geflecht komplexer Wirkungszusammenhänge bilden.

Auf der Suche nach einem Modell für eine solche Analyse bin ich auf die Untersuchung von Ulrike Schmauch gestoßen. Ulrike Schmauch hat ihre Erfahrungen als Erzieherin in einer Krabbelgruppe einer psychoanalytischen Reflexion unterzogen. Interessant scheinen mir sowohl die untersuchte Gruppensituation (eine Krabbelgruppe stellt für die Kinder eine Umbruchsituation im oben beschriebenen Sinne dar und ist zugleich ein Zusammenschluß eher innovationsfreudiger Erwachsener) als auch Schmauchs Untersuchungsansatz. Ulrike Schmauch hat offenkundig während ihrer Arbeit in der Gruppe kontinuierlich Beobachtungsprotokolle über die Gruppensituation und einzelne Kinder verfaßt und dieses Material dann in einem zweiten Schritt ausgewertet, unter Hinzuziehung psychoanalytischer Interpretationen. Was dabei herauskommt, ist ein relativ lebendiges Bild dieser Kinder- und Elterngruppe sowie die nachvollziehbare Entwicklung von vier Kindern, zwei Mädchen und zwei Jungen.

In den vorgelegten Materialien wird vor allem eins deutlich: die Komplexität psychosozialer Prozesse, in denen kindliche Entwicklung stattfindet. Die Einbeziehung der psychodynamischen Perspektive vereinfacht das Bild nicht, sondern macht mehr und subtilere Ebenen geschlechtlicher Identitätsbildung sichtbar. Die aus der Sozialisationsforschung bekannten geschlechtsstereotypen Verhaltensweisen (wie körperlich-aggressive Ausein-

andersetzungsformen bei Jungen und zurückgenommene, "artig" wirkende Anlehnung an Erwachsenenverhalten bei Mädchen) finden sich auch in dieser Kindergruppe - allerdings nicht als feste Verhaltensschemata (alle Kinder haben in anderen Situationen oder Phasen auch andere Ausdrucksmöglichkeiten), sondern als erkennbares Produkt aus konkret bestimmbar Gruppensituationen, individueller Irritationen und Krisen in der Eltern-Kind-Beziehung. Dennoch bleibt die Geschlechtsspezifität der Verarbeitungsformen erklärungsbedürftig. Ulrike Schmauch fragt:

"Als bei den Mädchen Krise und Ohnmacht wuchsen, warum rannten sie nicht diffus und aggressiv agierend herum, warum attackierten sie nicht andere Kinder, inszenierten keine Polizei- und Chaos-Spiele, sondern erstarrten und regredierte? Und umgekehrt: Als Hilflosigkeit und Ängste der Jungen zunahmen, warum wurden sie nicht apathisch oder zum 'Baby', blieben nicht scheu im Raum oder quengelnd an den Fersen eines Erwachsenen, sondern tobten hektisch und schießend umher?" (Schmauch 1987, 282)

Neben der klassischen Antwort auf diese Fragen, nämlich, daß es für diese geschlechtsspezifischen Verarbeitungsformen ausreichend Modelle in der die Kinder umgebenden Alltagskultur gibt, bieten sich auf mehreren Ebenen Antwortmöglichkeiten:

- Zum einen ist für die Kinder sicheres Selbstgefühl und geschlechtliche Identität eine unauflösbare Einheit (s. kulturelle Zweigeschlechtlichkeit); Differenzen zum anderen Geschlecht sind deshalb in Phasen der Irritation Quellen der Stabilisierung.
- Zum anderen ist die emotionale Qualität, die Kinder in den Beziehungen zu "ihren Erwachsenen" erleben, offenkundig je nach Geschlecht unterschiedlich: In Beziehungskrisen der Eltern verlassen Väter ihre Kinder öfter als Mütter. Für die bei der Mutter bleibenden Söhne bedeutet dies den Verlust des männlichen Identifikationsmodells und - so wird in Schmauchs Analysen deutlich - häufig die Entwertung männlicher Modelle überhaupt. Denn die Mütter verarbeiten die Enttäuschung, die sie durch ihren Partner, den Vater des Kindes, erlebt haben, häufig zunächst durch Abgrenzung und Abwertung von Männlichem generell. Töchter erleben in derselben Situation ein verstärktes Identifikationsangebot weiblicher Modelle.

Auch außerhalb solch gravierender Beziehungskrisen ist das emotionale Familienklima für Jungen und Mädchen verschieden, etwa auf Schwäche und regressives Verhalten bezogen: Töchter werden in der Kleinkinderzeit eher in Schwäche, Angst und Anhänglichkeit akzeptiert, erleben danach aber (zwischen 4 und 6) ein größeres Maß gerade mütterlicher Ambivalenz eben diesen Befindlichkeiten gegenüber. Selbständigkeit und pseudoerwachsenes Verhalten werden einerseits verstärkt, in anderen Situationen aggressiv zurückgewiesen; kleinkindhafte Anhänglichkeit wird genossen und abgewertet. Söhne erhalten demgegenüber insgesamt weniger Raum für "regressive Befindlichkeiten", die Ambivalenz der mütterlichen Gefühle wird ihnen jedoch nicht direkt zugemutet, sondern als Aufteilung in verschiedene soziale Räume angeboten: Selbständigkeit und Stärke in der Außenwelt und fast babyhafte Fürsorge im Intimraum.

Und in Bezug auf die soziale Position ihrer Kinder neigen offensichtlich Eltern beiderlei Geschlechts dazu, die Sorge um den sozialen Erfolg ihrer Kinder beim gleichgeschlechtlichen Kind als krisenhaft zu erleben.

In einem solchermaßen geschlechtsspezifisch strukturierten emotionalen Raum strukturieren sich auch die empfindlichen Punkte der Kinder geschlechtsspezifisch. Und die Art der psychischen Bedrohung, die sie erleben - durch eigene Entwicklungskrisen und durch Krisen der für sie wichtigen erwachsenen Bezugspersonen - führt zu unterschiedlichen Irritationen. - Damit ist bereits die dritte Ebene angesprochen: Die Eltern bieten den Kindern in der Zeit der Identitätsfindung mitnichten eine stabile Struktur und Orientierung (wie in den Konzepten von Chodrow und Olivier angenommen). Die Auseinandersetzung mit den eigenen Kindern aktualisiert vielmehr bei den Eltern Konflikte in der individuellen Person und in der Elternbeziehung.

Schmauch stellt fest:

"Was in der psychoanalytischen Theorie - durchaus zu Recht - als notwendig für die Individuations- und Loslösungsentwicklung des Kindes postuliert wird: daß eine Brücke zwischen den Eltern bestehe, gegenseitige Empathie und eine vom Vater dem Kinde vorgelebte 'gefährlose Trennungsbeziehung zur Mutter', erscheint im Licht meines Materials eher als Utopie, vielleicht auch als romantisierende Verleugnung, selten aber als gegenwärtige Realität der elterlichen Beziehung, die Kleinkinder erleben können. Es sieht so aus, als erführen sie nicht selten beide Eltern in bezug auf den Partner als ge-

fahrvoll bzw. gefährdet oder auch in schmerzlicher Distanz zueinander. Im Grunde kann es nicht überraschen, wenn die Kinder das 'Geschlechtlichwerden' sekundär als bedrohlich erleben, es wie die Mädchen als Verletzung erfahren und versuchen zu ignorieren oder wie die Jungen abspalten." (Schmauch 1987, 297)

So erleben die Kinder ihre Eltern gerade in der Phase ihrer eigenen Identitätsfindung nicht als feste Konstellation und verlässliche Struktur, sondern als eher ungesicherten Lebensraum und als ausgesprochen wechselhafte Modelle. Die peer-group der Gleichaltrigen und zunehmend der Geschlechtlich-Gleichaltrigen übernimmt Spiegelungs- und Stabilisierungsfunktion. - Eine weitere Ebene, die Geschlechtsspezifität bei den Kindern verstärkt, wird von Schmauch nicht reflektiert, aber in ihrem Material deutlich: Die Kindergruppe als weitgehend weiblicher pädagogischer Raum dürfte einige dieser geschlechtsspezifischen Formen des Agierens von Problemen verstärken.

Nimmt man diese Ergebnisse ernst, dann ergeben sich an verschiedenen Stellen des kindlichen Entwicklungsprozesses Ansatzpunkte sowohl für die theoretische Reflexion als auch für die praktische Erziehungsarbeit. Die Illusion, durch eine einzige Veränderungsmaßnahme (wie die Beteiligung der Väter an der Erziehung) automatisch die Produktion hierarchisch funktionierender Geschlechtscharaktere zu unterbrechen, muß allerdings aufgegeben werden. Stattdessen scheint es in der Praxis darum zu gehen, Raum für andere als geschlechtsstereotype Ausdrucksformen für emotionale und soziale Konflikte zu schaffen. Die Kinder brauchen andere als die vorhandenen Möglichkeiten, krisenhafte Entwicklungen und Konflikte mit dem Größerwerden auszudrücken und zu verarbeiten. Erst dann können Formen geschlechtlicher Identität entstehen, bei denen Männlichkeit nicht mehr abwertende Negation von Weiblichkeit und Weiblichkeit nicht mehr depressives Verstummen oder kleinlautes Gequengel bedeuten. Im pädagogischen Raum allein ist eine solche Veränderung jedoch auch nicht herstellbar; soziokulturelle Veränderungen sind hierfür erforderlich, die mehr Durchlässigkeit und Vielfältigkeit von Identitäten ermöglichen.

Literatur:

- Belotti, E. G. (1975). Was geschieht mit kleinen Mädchen? München.
- Chodorow, N. (1985). Das Erbe der Mütter. München.
- Erdheim, M. & Nadig, M. (1988). Psychoanalyse und Sozialforschung. In: ders.: Die Psychoanalyse und das Unbewußte in der Kultur (S. 61-82). Frankfurt/Main.
- Gambaroff, M. (1984). Utopie der Treue. Hamburg.
- Grabrucker, M. (1985). "Typisch Mädchen...". Frankfurt/Main.
- Großmaß, R. (1989). Nicht die Mutter ist schuld, sondern "nur" ihr Geschlecht. In: P & G 49/50, "Frauen und Psychologie" III, S. 51-82.
- Hagemann-White, C. (1984). Sozialisation: Weiblich-männlich? Opladen.
- dies. (1988). Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren...In: dies. & Rerrich, M. (Hg.). Frauen-Männer-Bilder (S. 224-235). Bielefeld.
- Mitscherlich-Nielsen, M. (1990). Über die Mühsal der Emanzipation. Frankfurt/Main.
- Olivier, C. (1987). Jokastes Kinder. Düsseldorf Schmauch, U. (1987). Anatomie und Schicksal. Frankfurt/Main.
- Soine, S. (1989/90). Feministische Psychoanalyse als Beitrag zur Frage der Geschlechterdifferenz. Diplomarbeit Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld.

